

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 9

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 1. Februar 1931

Heft 9

Winterwanderung.

O wie weit, o wie weit
Liegen die Berge weißbesneit,
Spinnen sich endlos die grauen Lüfte,
Wälzt sich der Nebel durch Wälder und Klüfte!
Tief in dem Schnee versinkt der Trift,
Und das Herz will nicht weiter mit.

O wie weit, o wie weit
Liegt die sonnige farbige Zeit,
Da blaue Höhen mich fernhin riefen,
Wipfel mich lockten aus grünen Tiesen,
Wenn ich am blühenden Frühlingshag
Hoch auf dem Berg in den Blumen lag.

O wie weit, o wie weit
Wird mich des Lebens Müh und Streit
Noch verschlagen von all dem Lieben,
Das mir ferne zurückgeblieben? —
Ohne Antwort der Tannwald steht,
Und die Pfade sind windverweht.

O wie weit, o wie weit — —
Herz, halt fest, ob es weht und schneit!
Einmal muß dir der Lenz noch frommen,
Einmal muß der Tag noch kommen,
Da du in heimatfelliger Raß
Frieden und Liebe und alles hast!

Carl Weibrecht.

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

15. Kapitel.

Unsaßbares Glend war über den Heidehof hereingebrochen. In dem Wohnzimmer lag der Vater auf seinem Schmerzenslager und wimmerte und schalt und verfluchte die Stunde seiner Geburt. In weichen Stunden ergriff er die Hand seines Weibes, bat sie tränenden Auges um Verzeihung, daß er ihr Schicksal an sein verdorbenes Leben gekettet habe, und versprach, sie in Zukunft reich und glücklich zu machen. Reich vor allem — reich!

Es war zu spät. Seine milden Worte machten keinen Eindruck mehr auf sie, ihr angstgequältes Herz hörte aus ihnen heraus schon die

Scheltreden grollen, die ihnen, wie immer, folgen mußten. Mit welken Wangen und erloschenen Augen schlich sie einher, ohne je einen Laut der Klage von sich zu geben, doppelt erbarmenswert in ihrem Schweigen.

Aber mit ihr hatte niemand Erbarmen, selbst Gott und das ewige Schicksal nicht. Sie wurde müder von Tag zu Tag, auf ihrer bleichen, blaugeäderten Stirn schien bereits der Stempel des Todes zu brennen, und das Glück, das lebenslang ersehnte, war ferner denn je.

Der einzige, der imstande gewesen wäre, ihr beizustehen, war Paul, allein der stahl sich wie ein Verbrecher um sie herum, er wagte kaum, ihr

zum Morgengruß die Hand zu reichen, und wenn sie ihn ansah, schlug er das Auge nieder. Wäre sie minder stumpf und grambeladen gewesen, so hätte sie aus seinem absonderlichen Gebaren irgendeinen Verdacht schöpfen müssen, aber alles, was sie in ihrem Jammer empfand, war nur, daß sein Trost ihr fehlte.

Einmal in der Dämmerung, als er, wie gewöhnlich zur Feierstunde, in dem Schutt der Brandstelle herumwühlte, ging sie ihm nach, setzte sich neben ihn auf das zerbröckelnde Fundament und versuchte ein Gespräch mit ihm zu beginnen, aber er wich ihr aus, wie er auch sonst getan.

„Paul, sei nicht so hart zu mir,“ bat sie da, und ihre Augen füllten sich mit Wasser.

„Ich tu' dir ja nichts, Mutter,“ sagte er und biß die Zähne zusammen.

„Paul, du hast etwas gegen mich!“

„Nein, Mutter!“

„Glaubst du, ich sei schuld am Brande?“

Da schrie er laut auf, umklammerte ihre Arme und weinte wie ein Kind, doch als sie sein Haar streicheln wollte, die einzige Liebkosung, die sonst zwischen ihnen gang und gäbe gewesen war, da sprang er auf, stieß sie zurück und rief: „Rühr' mich nicht an, Mutter — ich bin's nicht wert!“

Darauf wandte er ihr den Rücken und schritt auf die Heide hinaus.

Seit dem Augenblick, da er nach dem Brande zum erstenmal erwacht war, hatte sich eine fixe Idee seiner bemächtigt, die ihn nicht mehr aus ihrem Banne ließ, die fixe Idee: daß er, er allein an allem die Schuld trüge.

„Hätt' ich mich nicht 'rumgetrieben,“ so sagte er sich, „hätt' ich das Haus bewacht, wie's meine Pflicht war, das Unglück hätte nie und nimmer geschehen können.“

Al sein geheimes Sehnen erschien ihm nun wie ein Verbrechen, das er am Vaterhause begangen hatte.

Wie Jesus auf Gethsemane, so rang er mit seinem Herzen, Sühne und Vergebung zu finden. — Aber nirgends ließ die Angst ihm Ruhe. Zu allen Stunden tanzten die Flammen vor seinen Augen, und wenn er sich abends zu Bette legte und beflommen in das Dunkel starrte, dann war's ihm, als sähe er aus allen Ritzen feurige Zungen sich ausstrecken, als hüllten, statt der Schatten der Nacht, Wolken schwarzen Qualms ihn ein.

Über den Urheber des Brandes hatte er sich noch keine Gedanken machen können; die Sorgen, die aufs neue über ihn hereinbrachen, waren zu groß, als daß er der Rache hätte Raum gönnen dürfen. — Es fehlte am Nötigsten, kaum das Geld für den Apotheker ließ sich noch aufreiben. Er sann und rechnete tags und nachts und entwarf große Feldzugspläne, die notwendigste Barschaft herbeizuschaffen. Auch an die Brüder schrieb er, ob sie ihm vielleicht durch ihren Einfluß gegen mäßige Zinsen ein paar hundert Taler besorgen könnten. Sie antworteten tieftraurig, daß sie selbst so mit Schulden beladen wären, daß sie unmöglich noch auf Kredit rechnen dürften. Gottfried, der Lehrer, hatte sich zwar vor kurzem mit einer wohlhabenden jungen Dame verlobt, und Paul war überzeugt, daß es ihm nicht schwer fallen könnte, ihre Familie zur Darlehung einer mäßigen Summe zu bewegen, aber der Bruder war der Ansicht, daß die Würde seiner Stellung durch eine solche Bitte leiden würde; er müsse fürchten, meinte er, sich bei seinem Schwiegervater zu kompromittieren, wenn er ihm seine wahren Verhältnisse vorzeitig enthüllte.

Ein Segen war es bei alledem, daß die Kaspernte bereits verkauft und abgeliefert war und daß die Kartoffeln zum größten Teil noch in der Erde steckten. — So ließen sich kleine Barschaften erzielen, die zur Deckung der dringendsten Ausgaben hinreichten. Freilich, wie an einen Wiederaufbau der Scheune zu denken war? —

Inmitten der traurigen Trümmer, von verfaulten Balken und zerfallenden Mauern umgeben, stand hochaufgerichtet mit ihrem rußigen Leibe und ihrem schlanken Halse die „schwarze Susse“, das einzige Stück, das — von ein paar elenden Arbeitswagen abgesehen — aus dem Untergang gerettet worden war.

Die Zwillinge, die in dieser trüben Zeit viel von ihrer Munterkeit verloren hatten und nur in heimlichen Winkeln kusten und fischerten, gingen scheu um sie herum, und als der Vater sich zum erstenmal von seinem Lager aufrichtete und das schwarze Ungetüm durch das Fenster glohen sah, ballte er die Fäuste und schrie: „Warum hat man das Biest nicht verbrennen lassen?“

Paul aber schloß sie noch inniger in sein Herz. „Jetzt wär's an der Zeit, daß du wieder lebendig würdest,“ sagte er, zerrte an dem Rade

und guckte in den Kessel hinein; er begann abends aus Lindenholz kleine Modelle zu schnitzeln, und eines Tages schrieb er an Gottfried: „Schicke mir aus eurer Schulbibliothek ein paar Bücher über die Einrichtung von Dampfmaschinen. Mir ist zumute, als ob für unser Waterhaus viel davon abhinge.“ — Gottfried ließ sich vergeblich bitten; erstens widerstreite es seinen Prinzipien, der Bibliothek Bücher zu entnehmen, die er nicht selber gebrauche, und zweitens würden sie Paul doch nichts nutzen, da er in der theoretischen Physik nicht bewandert sei. — Dann wandte er sich an Max. Der sandte ihm umgehend ein Zehnspfundpaket mit funkelnagelneuen Bänden, denen eine Rechnung von fünfzig Mark beilag. Er beschloß, die Bücher zu behalten und die fünfzig Mark nach und nach zusammenzusparen. „Für die ‚schwarze Susse‘ ist nichts zu teuer,“ meinte er.

Aber neue Unruhe sollte über ihn hereinbrechen.

Eines Vormittags kam ein Wagen auf den Hof gefahren, in dem neben einem Gendarmen zwei fremde Herren saßen, von denen der eine, ein behäbiger Bierziger mit goldener Brille auf der Nase, sich als Untersuchungsrichter vorstellte.

Paul erschrak, denn er fühlte wohl, daß er mancherlei zu verheimlichen hatte.

Der Untersuchungsrichter besah zuerst die Brandstelle, nahm eine Zeichnung des Fundaments auf und fragte, wo Tore und Fenster sich befunden hätten, dann ließ er die Diensthoten zusammenrufen, die er aufs genaueste befragte, was sie am Tage vorher und bis zu dem Augenblicke des Brandes getrieben hätten.

Paul stand bleich und zitternd daneben, und als der Richter das Gefinde entließ, um ihn selber zu vernehmen, war ihm zumute, als sei der Weltuntergang herangekommen.

„Sind Sie an dem Tage vor dem Brande in der Scheune gewesen?“ fragte der Richter.

„Ja.“

„Rauchen Sie?“

„Nein.“

„Besinnen Sie sich, daß Sie in irgendwelcher Weise mit Feuer, Streichhölzern und dergleichen hantierten?“

„O nein — ich bin viel zu vorsichtig dazu.“

„Wann waren Sie zuletzt in der Scheune?“

„Um acht Uhr abends.“

„Was taten Sie dort?“

„Ich hielt meinen allabendlichen Rundgang, bevor ich die Tore verschließe.“

„Verschließen Sie die Tore eigenhändig?“

„Ja — stets.“

„Bemerkten Sie etwas an dem betreffenden Abende?“

„Nein.“

„Haben Sie niemanden in der Umgegend herumerschleichen sehen?“

Wie ein Blitzstrahl fuhr es auf ihn nieder. In diesem Augenblicke erst entsann er sich des Schattens, den er beim Beginne des Brandes im Walde hätte untertauchen sehen. Aber das war ja nicht in der Umgegend. Und tief aufatmend, erwiderte er: „Nein.“

„So, jetzt kommt's!“ dachte er — die nächste Frage schon mußte seine nächtliche Wanderung ans Tageslicht ziehen, mußte das Geheimnis verraten, das er bisher im tiefsten Innern verschlossen gehalten hatte.

Aber nein. Der Untersuchungsrichter brach plötzlich ab und sagte nach einer kleinen Pause:

„Bis vor kurzem war ein Knecht namens Raudszus in Ihren Diensten?“

„Ja,“ erwiderte er und starrte den Richter mit großen Augen an. Also Raudszus war's, auf den der Verdacht sich lenkte.

„Weshalb haben Sie ihn entlassen?“

Er erzählte ausführlich jenen schrecklichen Vorgang, gab aber wohl darauf acht, daß die Szene mit Douglas, die ihm vorangegangen, soviel als möglich im Dunkeln blieb. Nun die erste Gefahr abgeschlagen war, hatte er seine Ruhe wiedergefunden.

Der Protokollführer machte sich eifrig Notizen, und der Untersuchungsrichter zog die Brauen in die Höhe, als wäre er bereits völlig im klaren. Als Paul geendet hatte, gab er dem Gendarmen einen Wink, der schweigend fehr machte und auf dem Wege nach Helenental von dannen ging.

„Jetzt zu Ihrem Herrn Vater!“ sagte der Richter. „Ist er in einem Zustande, um vernommen zu werden?“

„Lassen Sie mich nachsehen,“ erwiderte Paul und ging in die Krankenzstube.

Er fand den Vater hochaufgerichtet im Bette sitzen, sein Auge bligte, und auf seinen Zügen lag der Schimmer mühsam unterdrückter Wut.

„Daß sie nur kommen!“ rief er Paul entgegen, „es ist zwar alles Firtlesanz — an den

Wahren wagen sie sich ja doch nicht — aber laß sie nur kommen!“

Auch er erzählte dem Untersuchungsrichter die Szene des Kampfes, aber das gerade, was Paul schamhaft verschwiegen hatte, den Streit mit Douglas und das Heßen des Hundes, das kamte er mit großsprecherischer Geschwätzigkeit vor den Fremden aus. Der Richter kratzte sich bedenklich den Kopf, und sein Schreiber notierte eifrig.

Als Mehhöfer bis zu dem Momente kam, in dem er das Eingreifen seines Sohnes hätte schildern müssen, schwieg er stille. Aus seinem Auge schoß auf ihn ein Strahl, in dem, jäh hervorbrechend, ein Feuer von Troß und Ingrimme loderte.

„Und was weiter?“ fragte der Richter.

„Ich bin ein alter Mann,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „zwingen Sie mich nicht, meine eigene Schande zu gestehen.“

Der Richter war's zufrieden. Als er den Alten fragte, ob sein Verdacht sich nicht schon vorher auf Michel Raudszus gelenkt hätte, da lachte er geheimnisvoll in sich hinein und raunte: „Die Hand, die elende Hand mag er wohl hergegeben haben, aber“ — er stockte —

„Aber?“

„Schade, Herr Richter, daß die Gerechtigkeit eine Binde vor den Augen trägt,“ antwortete er mit höhnischem Lachen — „ich habe nichts weiter zu sagen.“ —

Richter und Protokollführer sahen sich kopfschüttelnd an, dann wurde das Verhör geschlossen.

„Wird Michel Raudszus verhaftet werden?“ fragte Paul die Herren, ehe sie den Wagen bestiegen.

„Er ist es hoffentlich bereits,“ antwortete der Richter. „Er hat im Rausche allerhand verdächtige Äußerungen getan, und was wir von Ihnen erfahren haben, ist mehr als ausreichend, die Untersuchung gegen ihn einzuleiten. Freilich wird sich noch manches aufzuklären haben.“

Damit fuhren sie von dannen.

Lange starrte Paul dem Wagen nach.

Die letzten Worte des Richters hatten die Angst aufs neue in ihm erweckt, und während die Wochen verfloßen und die Voruntersuchung ihre Wege ging, saß er bangend und zitternd daheim, nicht viel anders, als wenn der Rich-

terspruch ihn und ihn allein zerschmettern würde.

Paul samt der Mutter und den Schwestern erhielten eine Vorladung zum Schwurgerichte, nur dem Vater war es freigestellt, daheim zum letztenmal verhört und vereidigt zu werden. Aber er erklärte, daß er lieber im Gerichtssaal tot zusammensinken wolle, als daß er zu Hause säße, während man den Vernichter seiner Habe frei auslaufen ließe. Wen er mit diesen Redensarten meinte, das verschwie er, nur daß es der angeklagte Knecht nicht war, gab er deutlich genug zu erkennen. —

Der Tag der Verhandlung kam heran. Paul hatte für den Vater einen Tragestuhl gezimmert, der ihm jeglichen Schritt ersparte. In ihm wurde er auf den Wagen gehoben und weich in dem Heulager gebettet.

Es war eine gar elende Klapperfuhre, die die Familie Mehhöfer nach der Stadt hinführte, denn die besseren Wagen waren samt und sonders verbrannt. Die Leitern hatte Paul fortnehmen lassen und statt ihrer einen hölzernen Kasten hineingebaut; über die Strohbindel, die als Sitze dienten, hatte er alte Pferdebedecken gebreitet, die die Jahre zerfetzt und entfärbt hatten. Inmitten dieser Dürftigkeit lag der Herr ächzend und schimpfend am Boden; sein Weib thronte oben auf, bleich und elend und vergrämt, als wäre sie der Genius dieses Verfalls; die ewig blühende Jugend, die selbst auf dem Schutte gedeiht, sie lachte aus zwei schelmischen Augenpaaren zwischendrein, und vorn auf, als der Lenker dieses traurigen Wehikels, saß Paul und schaute bekümmert vor sich nieder, denn er schämte sich, daß er den Seinen, die er zum erstenmal all insgesamt in die Weite hinausfutscherte, keine stolzere Karosse bieten konnte.

Auf der salben Heide lagen die müden Strahlen der Novembersonne, struppig reckten sich die Grifabüschel zwischen gelben, dünnen Gräsern, hie und da schimmerten Lachen von Regenwasser, und von den Krüppelweiden des Weges hingen wie tote Sommervögel vereinzelte Blättlein.

„Weißt du noch, wie wir vor einundzwanzig Jahren denselben Weg fuhren?“ sagte Frau Elisabeth zu ihrem Manne und warf einen Blick auf Paul, den sie damals an der Brust gehalten hatte.

Mehhöfer murkte etwas in sich hinein, denn

er war kein Freund von Erinnerungen, von solchen Erinnerungen. Frau Elisabeth aber faltete die Hände und dachte allerhand; es mußte nichts Trauriges sein, denn sie lächelte dabei.

Je mehr der Wagen sich dem Ziele näherte, desto beklommener ward es Paul zumute. Er reckte sich auf seinem Sitze, und durch seine Glieder jagte ein Frösteln nach dem andern.

Mit unheimlicher Klarheit stand die wilde Brandnacht vor seinen Augen, und inmitten jener Angst, vor fremden Menschen zu stehen und zu sprechen, überkam es ihn wie ein Gefühl des Glücks, wenn er dessen gedachte, wie er in Qualm und Flammen hoch von dem steilen Dache aus gehandelt und geherrscht hatte als der einzige, dem alle gehorchten, der einzige, der inmitten der Wirrnis bei klarem Kopfe geblieben war. „Vielleicht kann ich doch meinen Mann stehen, wenn's darauf ankommt!“ sagte er sich tröstend, aber um so tiefer versank er darauf im Anschauen seiner trübseligen, gedrückten, kraft- und saftlosen Existenz. — „Es wird nie anders — es kann nur schlimmer werden von Jahr zu Jahr“ — sagte er, da hörte er hinter sich die Mutter seufzen, und was er soeben gedacht hatte, erschien ihm als schnöde, herzlose Selbstsucht.

„Auf mich kommt's nicht an,“ murmelte er — da fuhr der Wagen durch das Stadttor.

Vor dem roten Gerichtsgebäude mit den hohen Steintreppen und den gewölbten Fenstern hielt der Wagen. Nicht fern davon stand eine wohlbekannte Chaise, und der Kutscher auf dem Boß trug an seiner Mütze noch dieselbe Troddel, die Paul einstmals, da er Konfirmande war, so sehr imponiert hatte.

Als der Vater aufgerichtet wurde, fiel sie auch ihm in die Augen. „Na, der Lump ist ja auch da,“ rief er, „ich will doch sehen, ob er meinen Blick wird ertragen können!“

Darauf trug ihn Paul mit Hilfe eines Gerichtsdieners die Stufen hinan bis in das Zeugenzimmer. Die Mutter und die Schwestern gingen hinterdrein, und die Leute blieben stehen und besahen sich die trübselige Prozession.

Das Wartezimmer der Zeugen war voll von Menschen, meistens Angehörigen von Helenental. In einem Winkel stand ein Häuflein Bettelvolk, ein Weib mit einem aufgedunsenen Gesicht, um den Leib ein rotbuntes Laken gebunden, in dem ein Säugling schlief. An den Falten ihres Rockes hing eine kleine Schar zer-

lumpter Kinder, die sich die Köpfe kratzten und einander heimliche Rippenstöße gaben. Das war die Familie des Angeklagten, die aussagen wollte, daß der Vater in jener Nacht daheim gewesen sei.

Mehhöfer dehnte und streckte sich in seinem Stuhle und warf herausfordernde Blicke um sich. Er erschien sich heute mehr denn je als ein großer Mann, ein Held und ein Märtyrer zugleich.

Die Tür öffnete sich, und Douglas samt Elisabeth erschien auf der Schwelle.

Mehhöfer warf ihm einen giftigen Blick zu und lachte dann höhnisch in sich hinein. Douglas achtete nicht auf ihn, sondern setzte sich in die entgegengesetzte Ecke, Elisabeth mit sich ziehend. Sie sah bleich und angegriffen aus und hatte ein schüchternes, ängstliches Wesen, das von der fremden, unbehaglichen Umgebung herühren mochte.

Sie nickte mit einem flüchtigen Nicken nach der Mutter und den Schwestern hinüber und sah Paul mit einem sinnenden Blicke an, der etwas zu fragen schien.

Er schlug die Augen nieder, denn er konnte den Blick nicht ertragen. — Die Mutter machte eine Bewegung, zu ihr hinüber zu gehen, aber Mehhöfer ergriff sie beim Rocke und sagte, lauter, als es wohl nötig gewesen wäre: „Daß du dich unterstehst!“

Paul war wie gelähmt. Seine Knie bebten, auf seiner Stirn lastete ein dumpfer Druck, der ihm jeglichen Gedanken benahm.

„Du wirst ihr Schande bringen,“ murmelte er immerfort vor sich hin, aber ohne zu wissen, was er sagte.

Drinnen im Schwurgerichtssaale begann das Zeugenverhör. Einer nach dem andern wurde aufgerufen.

Zuerst kamen die Tagelöhner an die Reihe, dann der Wirt, in dessen Schenke Raudszus die Äußerungen getan hatte, dann das zerlumpte Häuflein aus dem Winkel. — Das Zimmer fing an, sich zu leeren. — Hierauf wurde der Name des Herrn Douglas genannt. Er murmelte seiner Tochter ein paar Worte ins Ohr, die auf die Mehhöfers Bezug haben mußten, und ging mit seinen breiten Schritten von dannen.

Die Hände auf dem Schoße gefaltet, saß sie nun einsam an der Wand. Eine tiefe Röte der Erregung entflammte auf ihren Wangen. Gar

lieblich und beflommen schaute sie drein, und ihr schlichtes, wahrhaftes Wesen malte sich in jedem ihrer Züge.

Die Mutter ließ keinen Blick von ihr, und bisweilen sah sie zu Paul hinüber und lächelte dabei wie im Traume.

Eine Viertelstunde verrann, dann wurde auch Elisabeths Name gerufen. Sie warf noch einen freundlichen Blick zur Mutter hin, dann verschwand sie in der Tür. Ihr Verhör währte nicht lange. — „Herr Mehhöfer senior!“ rief der Diener vom Saale her und sprang herzu, um Paul beim Tragen des Stuhles behilflich zu sein.

Der Alte prustete und blies die Backen, dann wieder lehnte er sich mit mannhaft leisem Achzen nach hinten über, innerlich hoch erfreut, eine so effektvolle Rolle spielen zu dürfen.

Der weite Schwurgerichtssaal verschwamm vor Pauls Augen in einem rötlichen Nebel, undeutlich sah er dichtgedrängte Gesichter auf sich oder den Vater niederstarren, dann mußte er den Saal aufs neue verlassen.

Die Schwestern, die bis dahin neugierig um sich geschaut hatten, fingen an, sich zu fürchten. Um die Angst zu betäuben, aßen sie die mitgebrachten Butterbrote. Paul sprach ihnen Mut ein und lehnte die Wurst ab, die sie ihm großmütig boten.

Die Mutter hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, zitterte leise und meinte von Zeit zu Zeit: „Was mögen sie aber von mir wollen?“

„Herr Mehhöfer junior!“ hallte es von der Tür.

Im nächsten Augenblicke stand er in dem hohen, menschengefüllten Raume vor einem erhöhten Tische, an dem etliche Männer mit strengen und ernsten Gesichtern saßen; nur einer, der ein wenig abseits Platz genommen hatte, lächelte immer. Das war der Staatsanwalt, vor dem alle Welt sich fürchtete. Auf der rechten Seite des Saales saß gleichfalls auf erhöhten Plätzen ein Häuflein würdiger Bürger, die sehr gelangweilt dreinschauten und sich mit Federmessern, Papierschnitzeln und so weiter die Zeit zu vertreiben suchten. Das waren die Geschworenen. Auf der linken Seite saß in einer verschlossenen Bank der Angeklagte. Er äugelte mit dem Zuschauerraum und machte ein Gesicht, als ob die Sache jeden andern angehe, nur nicht ihn. So freundlich hatte Paul den finsternen Kerl noch nie gesehen.

„Sie heißen Paul Mehhöfer, sind geboren dann und dann, evangelisch“ und so weiter, fragte der mittellste der Richter, ein Mann mit einem ganz kurzgeschorenen Kopfe und einer scharffantigen Nase, indem er die Daten aus einem großen Hefte ablas. Er tat das in einem gemüthlichen Murmeltone, aber plötzlich wurde seine Stimme scharf und schneidig wie ein Messer, und seine Augen schossen Blicke auf Paul hernieder.

„Vor Ihrer Vernehmung, Herr Paul Mehhöfer, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie Ihre Aussage hernach mit einem Eide beschwören müssen.“

Paul erschauerte. Wie ein Stich war das Wort „Eid“ durch seine Seele gefahren. Ihm war zumute, als müßte er niederstürzen und sein Angesicht vor all den Späheraugen verbergen, die auf ihn niederstarrten.

Und dann fühlte er allgemach eine merkwürdige Veränderung in sich vorgehen. Die glotzenden Augen verschwanden — der Saal tauchte in Nebel, und je länger des Richters klare, scharfe Stimme auf ihn einsprach, je eindringlicher er sich mit himmlischen und irdischen Strafen bedrohen hörte, desto mehr ward ihm zumute, als sei er ganz allein mit jenem Manne in dem weiten Saale, und all sein Sinnen richtete sich darauf, ihm so zu antworten, daß Elisabeth aus dem Spiele blieb. „Jetzt gilt's — jetzt zeig' dich als Mann,“ rief es in ihm. Es war ein ähnliches Gefühl, wie damals, als er oben auf dem Dache gegessen hatte; sein Geist verschärfte sich, und der dumpfe Druck, der allzeit auf ihm lastete, sank von ihm ab, als löse man Ketten, mit denen er gefesselt gewesen.

Er erzählte mit ruhigen, klaren Worten, was er von dem Angeklagten wußte, und schilderte sein Wesen; auch, daß er sich ihm innerlich verwandt gefühlt hatte, gab er an.

Als er das sagte, ging ein Murmeln durch den Saal, die Geschworenen ließen die Papierschnitzel sinken, und zwei oder drei Federmesser klapperten geräuschvoll zu.

„Was geschah, als Herr Douglas mit Ihrem Vater zusammengerauten war?“ fragte der Präsident.

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiderte er mit fester Stimme.

„Weshalb nicht?“

„Ich müßte Übles von meinem Vater sprechen!“ antwortete er.



Cellospielerin. Gemälde von Ludwig Wieden.

„Was heißt das: „übles“?“ fragte der Präsident. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie fürchten, Ihren Vater einer strafrechtlichen Verfolgung auszusetzen?“

„Ja,“ erwiderte er leise.

Wiederum ging das Murmeln durch den Saal, und hinter seinem Rücken hörte er knirschend die Stimme seines Vaters: „Der ungeratene Schlingel!“ Doch ließ er sich dadurch nicht irre machen.

„Das Gesetz gestattet Ihnen, in solchem Falle die Aussage zu verweigern,“ fuhr der Präsident fort. „Wie aber geschah es, daß Ihr Vater sich gegen Raubzug wandte?“

Ohne Stocken erzählte er den Vorgang, nur als er beichten mußte, wie er seinen Vater ins Haus getragen hatte, bebte seine Stimme, und er wandte sich um, als wolle er ihn um Verzeihung anflehen.

Der Alte hatte die Fäuste geballt, und seine Zähne schlugen aufeinander. Er mußte erleben, daß sein eigener Sohn die Glorie des Helden von seinem Haupte riß.

„Und nachdem Sie den Knecht entlassen hatten, sahen und hörten Sie nichts mehr von ihm?“ fragte der Präsident.

„Nein...“

„Als Sie in jener Brandnacht erwachten, was sahen Sie da zuerst?“

Langes Schweigen. Paul griff mit beiden Händen nach der Stirn und taumelte zwei Schritte zurück.

Eine Bewegung des Mitleids ging durch den Saal. Man glaubte nicht anders, als daß die Erinnerung an den fürchterlichen Augenblick ihn übermannte.

Das Schweigen dauerte fort.

„So antworten Sie doch.“

„Ich — schief — nicht.“

„Sie waren also noch wach? ... Befanden Sie sich in Ihrem Schlafzimmer, als Sie den ersten Feuerschein gewahrten?“

„Nein!“

„Wo waren Sie?“

Lange Pause. Man hätte ein Blatt zur Erde fallen hören, so still war es im Saale.

„Sie waren nicht in Ihrem Heimathause?“

„Nein.“

„Also wo?“

„Im — Garten — von — Helenental.“

Ein dumpfes Geräusch erhob sich, das sich zum Tumulte steigerte, als der alte Douglas,

der von seinem Sitz aufgesprungen war, mit dröhnender Stimme in den Saal hineinrief: „Was hatten Sie da zu suchen?“ Der alte Mehhöfer stieß einen Fluch aus, Elsbeth entfarbte sich und sank mit dem Kopfe schwer gegen die Lehne der Bank.

Der Präsident ergriff die Klingel.

„Ich ersuche den Zeugen um Ruhe,“ sprach er, „ich selbst stelle die Fragen. Bei nochmaliger Störung lasse ich Sie aus dem Saale entfernen. — Also, Herr Paul Mehhöfer, was wollten Sie im Garten von Helenental?“

In demselben Augenblicke erhob sich im Hintergrunde ein neues Gemurmel, und im Zeugenraume bildete sich eine Gruppe um Elsbeth.

„Was gibt's da?“ fragte der Präsident.

Der Staatsanwalt, dessen Auge kein Stäubchen im ganzen Saale entgangen war, neigte sich zu ihm hinüber und flüsterte mit viel-sagendem Lächeln: „Die Zeugin ist in Ohnmacht gefallen.“

Da lächelte auch der Präsident, und das ganze Richterkollegium lächelte.

Elsbeth verließ, von ihrem Vater unterstützt, den Saal...

Nun erhob sich ein kleiner Mann mit einem scharfgeschnittenen Gesicht, der vor dem Angeklagten saß und während der ganzen Zeit mit einem Schlüsselbunde gespielt hatte, und sagte: „Ich ersuche den Herrn Präsidenten, die Verhandlung auf fünf Minuten zu vertagen, da die Gegenwart der mitbeteiligten Zeugin von Wichtigkeit ist.“

Paul warf diesem Manne einen scheuen Blick zu. Die Verhandlung wurde vertagt.

Die fünf Minuten waren eine Ewigkeit. Paul durfte sich auf die Zeugenbank niedersetzen. Der Vater sah ihn unverwandt mit wütenden Augen an, aber er gab ihm kein Zeichen, daß er ihn sprechen wolle.

Elsbeth wurde in den Saal zurückgeführt, blaß wie eine Leiche, und Paul trat aufs neue vor die Schranken.

„Ich ermahne Sie nochmals“, begann der Präsident, „sich in allen Stücken genau an die Wahrheit zu halten, denn Sie wissen, daß jedes Wort Ihrer Aussage unter den Zeugen-eid fällt.“

„Ich weiß es,“ sagte Paul.

„Jedoch haben Sie, wie Sie wissen, das Recht, die Aussage zu verweigern, wenn Sie glauben, befürchten zu müssen, daß sie Ihnen

oder einem Angehörigen eine Strafe zuziehen dürfte. Wollen und können Sie, wie vorhin, auch jetzt von diesem Rechte Gebrauch machen?"

"Nein."

Er sprach es mit fester, klarer Stimme, denn in ihm war die Gewißheit aufgegangen, daß Elisabeths Ehre rettungslos verfallen war, wenn er jetzt schwieg.

"Aber wenn mein Eid ein Meineid wird?" hallte es hinterher aus seinem Gewissen nach. Es war zu spät.

"Also — was wollten Sie in dem Garten?" fragte der Präsident.

"Ich wollte — gut machen, was in meinem Vaterhause an Herrn Douglas verschuldet war."

Ein Murmeln der Enttäuschung und des Unglaubens ging durch den Saal.

"Und dazu schlichen Sie in dem fremden Garten umher?"

"Ich hatte das Verlangen, irgend jemanden zu treffen, dem ich Abbitte hätte leisten können."

"Und hierzu suchten Sie sich die Nachtzeit aus?"

"Ich konnte nicht schlafen."

"Und Sie wurden von Ihrer Unruhe dorthin getrieben?"

"Ja."

"Trafen Sie jemanden in dem Garten?"

"Nein."

"Waren Sie schon früher einmal zu derselben Stunde dort gewesen?"

Lange Pause; dann ging ein abermaliges "Nein", doch diesmal leise und zögernd, gleichsam dem Gewissen abgerungen, aus seinem Munde...

Die Spannung, die auf den Gemütern lastete, begann sich zu lösen, der Präsident blätterte in seinen Akten, und Elisabeth starrte mit großen, glanzlosen Augen zu ihm hinüber.

"Wo befanden Sie sich, als Sie den Feuerschein zuerst bemerkten?"

"Etwa zwanzig Schritt von dem Helenentaler Wohnhause entfernt."

"Und was taten Sie alsdann?"

"Ich war sehr erschrocken und eilte sofort nach dem Heimathofe zurück."

"Auf welchem Wege verließen Sie den Garten?"

"Über den Gartenzaun."

"Sie öffneten also nicht die Tür, welche vom Garten nach dem Hofe führt?"

"Nein."

"Und schritten nicht an dem Giebel vorbei?"

"Nein."

Eine neue Unruhe machte sich im Saale bemerkbar. Der kleine Mann mit dem Schlüsselbunde erhob sich und sagte: "Ich bitte den Herrn Präsidenten, Fräulein Douglas noch einmal über das zu vernehmen, was sie in jener Nacht gehört haben will."

"Fräulein Douglas, ich bitte," sagte der Präsident.

Mit einem langen Blick auf Paul trat sie vor. Dicht nebeneinander standen sie nun in dem weiten, menschengesüllten Saale, als ob sie zusammengehörten.

"Wohin verliefen sich die Schritte, die Sie hörten, als der Feuerschein Sie weckte?"

"Nach dem Hofe zu," erwiderte sie leise, kaum vernehmbar.

"Und hörten Sie deutlich die Klinken der Gartentür klappen?"

"Ja."

"Bedenken Sie wohl, ob Sie sich nicht getäuscht haben können?"

"Ich habe mich nicht getäuscht," erwiderte sie leise, doch bestimmt.

"Ich danke. Sie können sich setzen."

Mit unsicheren Schritten ging sie auf ihren Platz zurück. Seit jenem verhängnisvollen "Nein" hing ihr Blick an Paul wie festgebannt. Sie schien alles andre darüber vergessen zu haben.

"Als Sie den Gartenzaun überschritten hatten, welchen Weg schlugen Sie dann ein?" fragte der Präsident weiter, zu Paul gewandt.

"Über die Heide!"

"Berührten Sie den Wald?"

"Nein — ich lief etwa zwei- bis dreihundert Schritt weit davon vorüber."

"Begegneten Sie auf Ihrem Wege jemandem?"

"Ich sah einen Schatten, der sich dem Walde zu bewegte und bei meinem Kommen plötzlich verschwunden war."

Eine lang anhaltende Bewegung ging durch den Raum, der Angeklagte verfärbte sich, und sein Auge nahm einen starren, glühenden Ausdruck an. — Der Staatsanwalt ließ keinen Blick von ihm.

Noch ein paar Nebenfragen, dann durfte Paul sich setzen.

Die Mütter und die Schwestern wurden ge-

rufen, aber was sie auszusagen hatten, war ohne Belang. Die Schwestern schauten neugierig, beinahe feck in die Runde. Die Mutter weinte, als sie den Augenblick des Erwachens erzählen mußte.

Paul fühlte sich stolz und glücklich darüber, daß Elsbeth nicht durch ihn verraten worden war. Er schaute lächelnd vor sich nieder und freute sich seines Mutes. Doch als die Zeugen zur Vereidigung vorgerufen wurden und er die Hand erheben sollte, da war es ihm, als hinge eine Zentnerlast daran, als riefte eine leise, traurige Stimme ihm ins Ohr: „Schwöre nicht.“

Und er schwor.

Als er sich auf den Platz gesetzt hatte, sagte die Stimme aufs neue: „Hast du vielleicht gar einen Meineid geschworen?“ — Unwillkürlich erhob er das Haupt. Da war's ihm, als husche ein grauer Schatten an ihm vorüber und streife mit leisem Hauche seine Stirn.

Trotzig runzelte er die Brauen. „Und wenn ich selbst falsch geschworen habe, geschah es nicht für sie?“ Für einen Augenblick erfüllte eine wilde Freude seine Seele bei diesem Gedanken, aber schon im nächsten legte es sich mit dumpfem Drucke auf seine Brust und preßte ihm die Kehle zu und schnürte ihm Hände und Füße, so daß ihm zumute ward, als könne er sich ferner nicht mehr bewegen.

Er hörte die eintönige Stimme der Redner, die ihre Plaidoyers begannen, aber er achtete nicht darauf. — Einmal nur fuhr er empor, als der Verteidiger mit seinem Schlüsselbund

auf ihn wies und mit seiner dünnen, feisenden Stimme durch den Saal rief: „Und dieser Zeuge da, meine Herren Geschworenen, der sich nachts in höchst geheimnisvoller Weise in fremden Gärten umhertreibt und allerhand psychologisch gekünstelte Ausflüchte sucht, um die zarten Motive seines nächtlichen Abenteuers zu bemänteln, dürfen Sie ihm Glauben schenken, wenn er angibt, er habe plötzlich Schatten auftauchen und verschwinden sehen, — Schatten, die, glimpflich gesprochen, nur seinem überhitzten Hirne entstammen können? — Was wollte er in dem Garten, meine Herren Geschworenen? Ich überlasse es Ihrem Scharfsinn und Ihrer Lebenskenntnis, sich diese Fragen selber zu beantworten, und was den Zeugen anbelangt, so ist es seine Sache, seinen Eid und sein Gewissen zu befreunden.“

Da sank er vollends zusammen...

Die Geschworenen sprachen ihr „Schuldig“. Michel Raudszus wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

In demselben Augenblicke, in dem der Präsident den Spruch des Gerichtshofes verkündigte, hallte ein höhnisches Gelächter durch den Saal. — Es kam aus dem Munde Mehhöfers. Er hatte sich in seinem Stuhle aufgerichtet und streckte die gekrümmten Hände nach Douglas aus, als wolle er ihm an den Hals.

Als er hinausgetragen wurde, rief er in einem fort: „Die kleinen Brandstifter hängt man, die großen läßt man laufen.“

Unheimlich dröhnte das Gelächter des hilflosen Mannes durch die weiten Korridore. —

(Fortsetzung folgt.)

E paar Sprüch.

Was ein nit gset, was niem cha gseh,
chafsch öppedie erlose,
wenn d' neume ganz eleigge bisch,
wenn d' Wält für di vergangen isch,
und dyni Glüfli dose.

* * *

Mer löitsche Hübel uf und ab
dur's Land . . . und so dur's Läbe.
E jede Schrift, so hüßt wie hoff,
isch Eis . . . und nie vergäbe.

* * *

D'Nacht isch eini, won is d'Starne macht . . .
und des Nyde glycht uff's Hoor der Nacht.

Stärne hänkt's i chytfig Himmel hne,
Stärne, wo dur d'Geisteri dureschhne!

* * *

E jede Tag het halt sjs eige Glicht.
Nu was er sait, er sait's im eigene Ton.
Und goht er furt, so hesh in gseh und gha!
Er isch es Enzigs, wie jedwäde Mönksch,
jedwäde Baum, der simpellst Schmalehalm.
Und doch! Tuesch 's Härz as wie ne Bluemen uf,
no gspürsch: I däm ureigene Gsicht und Ton,
däm „Enzig“ lybt und läbt es „All und Allne“.
's isch 's ewig Läbe, wo durane frybt
und wo nit chunnt und goht, näi: isch und blybt.

Traugott Meyer.